

Liebe Frau Fixemer, liebe Frau Herzog, liebe Gemeinde, ein bekannter und von mir sehr geschätzter Religionspädagoge sagte einmal: „Lehrersein heißt zeigen, was man liebt.“ (Fulbert Steffensky).

Im Grunde gilt das ja für alle Bereiche des Lebens: Ich verstecke weder mein Hobby noch meine Kinder noch meine Frau. Vielmehr zeige ich sie, voller Stolz: Da, seht her, ist das nicht einfach wunderbar!?

Was ich liebe, zeige ich. Weil es mir wichtig und wertvoll ist. Es gilt auch: Ich erwarte nicht, dass die anderen das, was ich liebe, ebenso lieben. Im Fall von meiner Frau will ich das sogar explizit nicht. Aber dennoch zeige ich sie – wie alles, was mir lieb und wichtig ist. Ich zeige, was ich liebe. Und nicht, was du lieben sollst.

Mit unserem Glauben ist es m.E. genauso. Wir leben ihn nicht im stillen Kämmerlein, sondern in der Welt. Wir feiern Gottesdienste. Wir zeigen durch unser Handeln, dass wir glauben und dass uns dieser Glaube wichtig ist.

Und auch in unserem Religionsunterricht verhält es sich so: Wir sprechen mit jungen Menschen über unseren Glauben, wir zeigen ihnen unseren Glauben, weil er uns lieb und teuer und wichtig ist.

Der Religionsunterricht ist die größte Bildungsveranstaltung unserer Kirche. Woche für Woche besuchen ihn in diesem Schuljahr fast 175.000 Schülerinnen und Schüler. Und er strahlt über unsere Konfessionsgrenzen hinaus aus, denn rund 30.000 junge Menschen besuchen den evangelischen Religionsunterricht, ohne selbst evangelisch zu sein.

Aber anders als im Gemeindeleben erwarten wir in der Schule nicht, dass sich alle Schülerinnen und Schüler zu unserem Glauben bekennen. In der Gemeinde trifft sich in aller Regel die Schar der Überzeugten. Wer nicht ganz dazugehört oder dazugehören möchte, bleibt eher außen vor. Vor der Schwelle, die heimlich, aber spürbar zur Hemmschwelle geworden ist.

Wir spüren das ja ganz deutlich bei unseren abnehmenden Mitgliederzahlen, gerade auch hier bei Ihnen in der Christusgemeinde.

Der Religionsunterricht in der Schule ist hier offener. Er zeigt, was er hat. Wir zeigen, was wir lieben. Aber ohne die Erwartung, dass uns die jungen Menschen folgen. Wir legen Samen, und das ist gut so. Aber wir wissen nicht, was daraus wird.

Junge Menschen brauchen das: Dass sie Menschen haben, die ihnen zeigen, dass man etwas lieben kann. Sie müssen nicht dasselbe und genauso lieben wie ich. Aber sie sehen, dass man überhaupt lieben kann. Dass es Menschen gibt, denen etwas so wichtig ist, dass sie davon erzählen und dafür brennen.

Ich habe den Eindruck, wir könnten in unseren Gemeinden von dieser Haltung aus der Schule lernen: Wir bieten Menschen die Perspektive des Glaubens an. In aller Freiheit. Und sind nicht enttäuscht, wenn sie wieder gehen oder nur an Weihnachten kommen.

Wir zeigen, was wir lieben, und zwar ohne jegliche Ressentiments. Wir bringen Gott ins Spiel und ins Leben junger Menschen. Die katholischen französischen Bischöfe wählten hierfür vor knapp 30 Jahren den Ausdruck „proposer la foi“, was so viel bedeutet wie „den Glauben vorschlagen, anbieten“. Mir gefällt diese Wendung: Wir verbergen unsere Überzeugungen nicht, aber wir zwingen sie auch niemandem auf. Wir sind positionell, aber nicht überwältigend; werbend, aber nicht Glauben vermittelnd; einladend, aber nicht fordernd.

Dafür danke ich Ihnen heute Morgen im Namen unserer Kirche! Danke dafür, dass Sie Gott in der Schule nicht verschweigen. Danke dafür, dass Sie unseren Kindern Geschichten erzählen, in denen auch der Schwache siegt und nicht nur der Starke. Danke, dass Sie mit Kindern Stilleübungen machen in dieser Welt, in der oftmals nur das Laute gehört wird. Danke dafür und für noch Vieles mehr. Danke dafür, dass Sie zeigen, was Sie lieben!